

# VORSCHAU

Der Lokalreporter Friedrich Wiesekopsieker hat schwere Zeiten hinter sich. Nach der Trennung von seiner Frau wollte er im lip-pischen Dalborn wieder zur Ruhe kommen. Dann aber wurde das Dorf nach zwei mysteriösen Mordfällen und einer Serie fremden-feindlicher Übergriffe in Angst und Schrecken versetzt. Kom-missar Dunkelman, ein skurriler, eigenwilliger Ermittler, konn-te erst nach langem Hin und Her ein Netz von Kriminalität und ideologischer Verblendung entwirren, in das John Houseman, ein vermeintlicher Landprediger aus den Staaten, und Wolfgang Tö-temeier, der Anführer einer rechtsradikalen Rockerbande, verwi-kelt waren. Doch bevor ihnen der Prozess gemacht werden konn-te, konnten sie entkommen.

Und so geht es weiter: Wiesekopsieker wird während des Ur-laubs in Teneriffa ausspioniert und attackiert. Sind ihm Houseman und Tötemeier auf den Fersen, weil er etwas bei sich trägt, das sie überführen könnte? Macht Carlos, auf dessen väterlicher Finca sich Wiesekopsieker einquartiert hat, mit ihnen gemeinsame Sa-che? Will er Wiesekopsieker aus dem Wege räumen, weil er be-fürchtet, Wiesekopsieker könnte seinen kriminellen Machenschaf-ten auf die Spur kommen?

Auch Dalborn kommt nicht zur Ruhe. Wer steckt diesmal hin-ter den fremdenfeindlichen Übergriffen? Ist auch Wiesekopsiekers Stiefsohn Harm, ein junger, rechtsradikaler Fanatiker, darin verwi-kelt? In einem Detmolder Parkhaus findet man eine Leiche. Hat sich der Mörder, der steckbrieflich gesuchte Islamist Saif, nach Teneriffa abgesetzt? Hat er Carlos zu einem Bankraub und zwei Terroranschlägen angestiftet? Hat Carlos auch seinen Freund und seinen Bruder umgebracht oder hat seine Liebhaberin Lucia die Morde begangen? Kann Dunkelman die Straftaten aufklären und die Täter dingfest machen?

Der Erzähler fragt sich, warum allenthalben Haß und Zwie-tracht herrschen. Gilt das Gesetz des Stärkeren? Ist der Mensch ein

Wolf? Und was wird aus den Mutigen, die sich unbeirrbar gegen Fremdenhaß und Gewalt stemmen? Wird man Harms Freundin Rosa mundtot machen? Kann sie Harm wieder auf den rechten Weg bringen oder wird sie ihr Herz am Ende einem anderen schenken?



EIN KRIMI AUS LIPPE

# TANZ AUF DEM VULKAN

JÖRG ARMIN KRANZHOF



LIPPE VERLAG

*Dann schreibt sich einer Schwielen in seine Kritikerseele, um rauszukriegen, was der Name Wehrwolf bedeutet. Daß das weiter nichts bedeutet, als daß Harm Wulf sich wehrt; da kommt kein Mensch drauf. Faseln sie da alles mögliche zusammen.* (Hermann Löns)

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Copyright 2020 by Lippe Verlag  
Dr. Hans Jacobs, Hellweg 72, 32791 Lage  
ISBN 978-3-89918-079-4

# INSEL DER GLÜCKSELIGEN

Ich war auf dem Weg in den Urlaub. Es war früh am Morgen. Es herrschte schmutziges Februarwetter: Der Himmel war regenverhangen und es nieselte leise vor sich hin. Um diese Jahreszeit ist das Wetter in Lippe nun mal so, sagte ich mir. Auf den Kanaren erwartet mich strahlender Sonnenschein!

Das Taxi erschien verspätet. Der Fahrer wirkte genervt. Meine Anschrift war ihm kein Begriff. Sein Navi hatte ihn in die Irre geführt.

„Flughafen Paderborn?“, versicherte er sich.

„Ja bitte!“, sagte ich reichlich verschlafen. Dann lehnte ich mich zurück und schloss die Augen. Ich hatte keine Lust auf Gespräche.

Der Fahrer schlängelte sich durch die Dörfer Mosebeck, Vahlhausen und Fissenknick, kurvte bei Bad Meinberg zum Kamm der Egge hoch, folgte der Strothe bis in die Talmulde von Kohlstädt und nahm Kurs auf den Flughafen.

Als das Taxi vor dem Terminal hielt, spannte ich den Regenschirm auf, lud mein Gepäck aus, verstaute es auf einem Transportwagen und begab mich zum Einchecken. Ich wartete am Counter, bis ich an der Reihe war. Mein Hund kauerte zitternd vor Erregung zu meinen Füßen. Faida war Menschenansammlungen nicht gewöhnt.

Sie war mir ans Herz gewachsen. Ohne sie würde ich nie verreisen. Sie war eine „Podenca“, ein windhundähnlicher Laufhund, der auf den Kanaren bei der Jagd eingesetzt wird. Sie stammte aus

einem Tierheim auf Teneriffa. Es ging zum ersten Mal in ihre alte Heimat zurück.

„Alles in Ordnung!“, beruhigte ich sie und gab ihr einen Schluck Wasser. Sie verstand nicht recht, warum sie in eine Transportkiste gezwängt wurde. Sie warf einen letzten Blick auf mich, dann hievte man die Kiste auf einen Wagen und schaffte sie fort. Faida tat mir leid, aber mir ging es nicht viel besser: Ich litt seit jeher unter Flugangst.

Während ich noch in der Warteschlange stand, studierte ich die Warnhinweise für das Handgepäck. Mein Gott, dachte ich, was kann nicht alles eine Waffe sein! Feuerzeuge waren gottlob erlaubt. Ich war Raucher. Ohne Anzünder fehlte mir etwas, auch wenn an Bord nicht geraucht werden durfte!

Als ich in meiner Handtasche nach meinen Papieren kramte, fiel mir ein Feuerzeug ins Auge. Ich wusste, dass ich es auf keinen Fall bei mir tragen sollte, denn der Besitzer war ein steckbrieflich gesuchter Mörder und es sollte dazu beitragen, ihn zu überführen. Ich konnte das Beweisstück deshalb keinesfalls an Ort und Stelle entsorgen.

All das hatte damit zu tun, dass ich in Dalborn ein altes Bauernhaus erworben hatte. Der heruntergekommene Bau machte einen gespenstischen Eindruck. Das würde sich rasch ändern, sagte ich mir, wenn ich ihn wieder in Schuss gebracht hätte. Ich hatte gehofft, in Dalborn Ruhe und Frieden zu finden, aber ich ahnte nicht, was sich dort an grauenhaften Dingen getan hatte! Zunächst wurde mein Nachbar Cord Drake tot aufgefunden. Am Ende fand man die im Kellerboden meines Hauses verscharrte Leiche des Mannes, der Drakes Hof erben sollte. Ich hatte alles noch vor Augen, als wäre es erst gestern passiert

Kommissar Dunkelmann sollte die Vorgänge aufklären. Er war ein skurriler Typ, nicht mehr der Jüngste und noch von der alten Schule. Von modernen Ermittlungsmethoden hielt er nicht allzu viel, aber er war erfahren. Er kannte seine „Pappenheimer“. „Es kommt immer auf den richtigen Riecher an!“, pflegte er zu sagen.

Dunkelmann fand schließlich heraus, dass es sich bei den Tätern um John Houseman, einen vermeintlichen Landprediger aus

den Staaten, und seinen Komplizen Wolf Tötemeier, den Boss einer rechtsradikalen Bande, handelte. Houseman wollte sich das Erbe an Drakes Hof erschleichen, indem er den Erblasser und den Erben Philipp Drake von Tötemeier beseitigen ließ, sich der Papiere Philipp Drakes bemächtigte und sich anschließend fälschlich als Erbe ausgab.

Inzwischen stand die Sicherheitskontrolle an: Handgepäck aufs Rollband, Jacke ausziehen, Hosengürtel abnehmen, Taschen leeren, auf Kommando durch ein Tor mit Metalldetektoren schreiten, warten, ob es piepst, wenn ja, Abtasten des Körpers. Ich kannte das. Nicht meckern, schärfte ich mir ein. Das muss sein! Aber insgeheim fragte ich mich, warum ich mir die Strapazen einer Flugreise angetan hatte und ob es nicht besser gewesen wäre, mit dem Auto an die Ostsee zu fahren.

Ich war froh, als ich endlich meinen Platz an Bord eingenommen hatte. In der Kabine war alles blitzsauber, roch aber durchdringend nach Reinigungsmitteln. Aus den Lautsprechern ertönte die Durchsage des Kapitäns: „Willkommen an Bord auf unserem Flug nach Teneriffa!“

Er machte Angaben zur Flugnummer, zum Flugzeugtyp, zur Wetterlage und zur voraussichtlichen Flugzeit. Man spürte, dass die Durchsage eine lästige Routine war, und das Kratzen im Lautsprecher war störend, aber eine persönliche Ansprache macht sich immer gut! Auf den Mann ist Verlass, das merkt man schon an seiner Stimme, mochten die Passagiere denken. Aber als das Bordpersonal die Außentür verriegelt hatte und ich mich anschnallen musste, fühlte mich eingesperrt. Ab jetzt war ich auf Gedeih und Verderb allen Eventualitäten ausgeliefert!

Ich warf einen Blick auf meinen Sitznachbarn. Er schaltete ein elektronisches Gerät ein. War das reine Routine? Wollte er sich die neuesten Meldungen herunterladen oder eine Mail verschicken? Doch ebenso gut konnte in dem Gerät der Zünder für einen Sprengsatz versteckt sein! Das passiert nur auf großen, internationalen Flughäfen, aber hier doch nicht, versuchte ich mich zu beruhigen.

Wir rollten zur Startbahn: ruhiges Schaukeln, leise Musik aus den Deckenlautsprechern, Erläuterung der Sicherheitseinrichtungen, dann endlich Einschwenken auf die Startbahn, kurzer Halt bis zur Freigabe, Aufheulen der Turbinen, Bremsen los, Anlauf, gespanntes Warten auf das Abheben.

Ich schaute aus dem Fenster. Der Blick lohnte nicht! Alles war grau in grau und rasch hüllten uns die Wolken ein. Das gleichmäßige Geräusch der Triebwerke wirkte einschläfernd. Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen. Bald darauf war es jedoch mit der Ruhe vorbei: Der Bordimbiss stand an. Es gab labbrige, in der Mikrowelle aufgewärmte Brötchen, wahlweise mit Käse oder Schinken. Ich hatte „Ente mit Rotkraut“ vorbestellt. Als mir die Flugbegleiterin das Tablett reichte, äugten die Sitznachbarn zu mir herüber: Da hat einer eine Extrawurst bekommen! Sie schienen verstohlen zu verfolgen, wie ich mich in dem engen Sitz mit dem Verspeisen abquälte.

Anschließend stand Unterhaltung per Bildschirm auf dem Programm. Wie üblich war es eine turbulente Beziehungsgeschichte made in Hollywood. Ich dachte an Hilde. Wenn solche Liebeschmonzetten über den Schirm flimmerten, fieberte sie immer mit. Dass es am Ende gut ausging, ließ sich schon im Vorfeld erahnen.

Das mit Hilde war ein Kapitel für sich. Ich hatte es nicht leicht mit ihr, aber ich musste ihr zugutehalten, was sie mit Siegfried Schnieders durchgemacht hatte. Ihre Ehe mit dem renommierten Fachanwalt für Erbrecht galt als „gute Partie“, doch ich hatte volles Verständnis dafür, dass sie nicht länger mit einem Menschen zusammenleben wollte, der nebenbei „eine andere hatte“ und zudem von der Staatsanwaltschaft verdächtigt wurde, mit Raubkunst zu handeln und verschwörerische Kontakte zu rechtsradikalen Kreisen zu unterhalten.

Ich mochte seine herrische Art nicht und noch weniger seine stramm-patriotische Gesinnung. Er faselte ständig von „nationaler Identität“ und „deutschem Wesen“ und forderte einen „neuen Kurs in der Deutschlandpolitik“. Hilde störte das weniger. Sie interessierte sich nicht sonderlich für Politik, machte sich aller-

dings Sorgen um ihren Sohn, der beim Vater geblieben war, und befürchtete, dass Schnieders einen schlechten Einfluss auf ihn ausübte.

Ich hatte gehofft, dass die Trennung von Schnieders ein Befreiungsschlag war, musste indes feststellen, dass auch Hilde ihre Tücken hatte. Sie war mit Leib und Seele Lehrerin. Sie ging völlig in ihrem Beruf auf. Disziplin war für sie das oberste Gebot. Das betraf auch mich: Sie bestimmte, wo es lang ging. Sie verplante unsere gemeinsame Zeit. Sie kontrollierte, wofür Geld ausgegeben wurde. Ein zweites Kind kam nicht infrage: „Beruf und zugleich Mutterschaft, das geht einfach nicht!“

Im Grunde war ich ihr Kind. Aber auch für mich blieb nie Zeit. Das galt auch für meine Bedürfnisse als Mann. „Männer sind immer nur auf das eine aus!“, bekam ich zu hören. „Ich bin doch keine Sexmaschine!“

Zwischen uns lagen Welten. Wir waren menschlich von einem anderen Schlag. Man hätte meinen können, dass wir nicht zueinander passten. Doch es gab durchaus Dinge, die uns innerlich verbanden. Ich schätzte, dass sie eine starke Frau war. Sie war intelligent, gebildet und selbstbewusst. Sie machte mir nie etwas vor. Wenn sie anderer Meinung war, rückte sie offen damit heraus. Ich war für sie einfach gestrickt, aber zuverlässig. Sie wusste, dass ich ihr nie in den Rücken fallen würde.

Ich nahm sie, wie sie war, aber ich war mir nicht sicher, ob sie mich wirklich liebte. Fand sie mich attraktiv? Was hatte ich ihr zu bieten? Ich hielt Nabelschau: Was hat mich zu dem gemacht, was ich bin? Ich stammte aus Dörentrup. Mein Vater war Fuhrunternehmer. Er war ein biederer und redlicher Mensch. Wenn er sein Tagewerk hinter sich gebracht hatte, war für ihn die Welt in Ordnung. Alles sollte so bleiben wie gewohnt. Dass er in der Familie den Ton angab, war selbstverständlich. Das galt auch für meine Taufe: Ich sollte Friedrich heißen wie er und damit basta!

Ich galt als ein braves und folgsames Kind, aber als ich in die Pubertät kam, gab es erstmals Probleme. Unter anderem stellte sich die Frage, wie bei den Menschen der Nachwuchs entsteht. Wie das bei Tieren abläuft, konnte ich bei den Pferden meines

Vaters beobachten, aber bei den Menschen lief das vermeintlich ganz anders.

„Frag Vater!“, sagte meine Mutter, wenn es um Sex ging. Mein Vater beschränkte sich auf die Bemerkung, ich dürfe auf keinen Fall „irgendwelche Dummheiten machen“. Was das bedeuten sollte, war mir nicht klar.

In der Tanzschule lernte ich ein Mädchen kennen. Ich glaubte, ich hätte mich verliebt, aber es war beim Händchenhalten geblieben.

„So gehört sich das!“, lobte mein Vater und dann machte er mir klar, dass es vorerst um Wichtigeres ging. „Junge, lern“, schärfte er mir ein, „damit du es einmal zu etwas bringst!“

Ich war ein aufgewecktes Kerlchen, aber zum Helden war ich nicht geboren! Als mich mein Vater in den Keller schickte, um Bier zu holen, hatte mir das finstere Gemäuer einen großen Schrecken eingejagt. „Gut gemacht!“, hatte mein Vater gelobt, als ich die Bierflasche brachte. „So wird ein Mann aus dir!“

In der Schule machte ich vielversprechende Fortschritte, aber ein Abitur kam nicht infrage. Mein Vater sorgte dafür, dass ich bei der Lippischen Landes-Zeitung als Volontär unterkam. „Frag nicht viel!“, riet er mir. „Tu, was dein Chef dir sagt!“

Ich fand, dass ich es inzwischen zu etwas gebracht hatte. Mit Hilde konnte ich mich allerdings in keiner Weise messen. Für sie blieb ich der kleine „Zeitungsfritze!“ Bei Licht betrachtet, hatte sie durchaus Recht! Mein Job als Lokalreporter hatte es in sich: Mein Chef saß mir ständig im Nacken, ich war immer auf Tour, es waren immer die gleichen Geschichten. Das war auf Dauer eintönig! Zuweilen ging es auch um Einbrüche, Überfälle und Morde. Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass ich auch über Mord und Totschlag in Dalborn berichten müsste!

Ich hatte mir Mühe gegeben. Ich war immer für Hilde da. Doch am Ende war der Faden gerissen. Sie brauchte angeblich eine „Auszeit“. Ich konnte es kaum fassen: Sie konnte mir im Grunde nichts vorwerfen. Ich hatte zumindest nie ein anderes Verhältnis.

Nach der Trennung von Hilde wollte ich in Dalborn einen Neuanfang wagen. In den heruntergekommenen Kotten wäre sie nie eingezogen! Im Grunde war ihr ganz Lippe ein Gräuel: „Das ist eine hinterwäldlerische Provinz, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen!“ Sie konnte nicht ahnen, dass es in Dalborn zu Mord und Totschlag kommen würde!

Faida war alles, was mir geblieben war. Wir brauchten uns gegenseitig. Ich sorgte dafür, dass sie es guthatte. Sie lenkte mich von meinen Sorgen ab. Ich fand, dass sie mich tausendmal besser verstand als Hilde. Ich brauchte ihr nur in die Augen zu blicken, um zu wissen, was los war. Zuweilen hatte ich nicht bemerkt, dass der Postbote vor der Haustür auf mich wartete, oder das Telefon überhört. Meist jedoch gab sie mir zu verstehen, dass ich vergessen hatte, ihr vor dem Einschlafen das heißersehnte Leckerchen zu reichen.

Mitunter schien sie mich warnen zu wollen. Ich gab in der Regel nicht viel darauf, denn ich wusste, dass sie ein ängstliches Wesen hatte. Das mochte daran liegen, dass ihr vormaliger Halter sie schlecht behandelt hatte. Wenn ich einen Stock oder einen Besen in die Hand nahm, stob sie verschreckt davon. Gewitter, Feuerwerkskörper, das Schleudern der Waschmaschine und selbst das Ploppen beim Öffnen einer Bierflasche konnten sie in helle Aufregung versetzen. Aber wenn es darauf ankam, konnte ich mich auf ihren Riecher verlassen. Waren das Urängste oder spürte sie besser als ich, wenn Gefahr drohte? Nachdem ihr vormaliges Herrchen sie ausgesetzt hatte, war sie völlig auf sich gestellt. Sie hatte nicht unter Wölfen gelebt, dennoch schien in ihren Adern Wolfsblut zu fließen und mir war, als hätte ich mich in einem Wolfsbau verkrochen und sie gehörte zu meinem Rudel.

Hilde mochte keine Tiere. Das galt auch für meinen Hund. Wenn er sich ihr näherte, wich sie angeekelt zurück, und wenn sich Faida eng an mich kuschelte oder schnuppernd um meine Beine strich und mich aus ihren Bernsteinaugen erwartungsvoll ansah, wurde Hilde sofort eifersüchtig.

„Die ideale Zweitfrau!“, stichelte sie. „Den Köter musst du nehmen!“, hieß es, als wir uns getrennt hatten. Inzwischen hatten

wir uns leidlich wieder versöhnt, aber ich wusste nicht, ob das auf Dauer gutgehen würde.

Ich wollte den Kopf wieder freibekommen und in Teneriffa die Seele baumeln lassen. „Hören Sie zu Wiesekopsieker!“, meinte mein Chef. „Ruhen Sie sich zunächst mal aus, aber verbinden Sie das Angenehme mit dem Nützlichen!“

Und sogleich war ihm Passendes eingefallen. Er schlug eine neue Artikelserie unter der Rubrik „Unbekannte Winkel und Wanderrouuten“ vor. Motto: „Sanfter Tourismus. Geheimtipps für Naturfreunde und Individualtouristen“. Das sollte die Leser zum Reisen animieren und zugleich das Anzeigengeschäft beleben. Die Anzeigen waren eine wichtige Einnahmequelle!

Ich kramte eine Landkarte aus meiner Tasche, auf der ich voraussichtliche Zielgebiete markiert hatte. Einige lagen in der Nähe meines Urlaubsortes, die interessantesten Ecken aber befanden weiter im Landesinneren. Man hatte mich gewarnt: Du musst dich auf lange Märsche in entlegene Regionen und riskante Klettertouren einstellen, du kannst dich leicht verlaufen und solltest immer eine Wasserflasche bei dir haben!

Mit Räubern und Dieben musste ich weniger rechnen. Die gingen eher in den Touristenzentren auf Beute. Wie das abläuft, ließ sich einem Schmöker entnehmen, dessen Handlung in dem Badeort Puerto de la Cruz spielte. Bislang hatte ich nur den Anfang überflogen, aber es zeichnete sich bereits im Vorfeld ab, dass es ein grauenhaftes Ende nehmen würde. Hoffentlich war das kein böses Omen! Mach dich nicht verrückt, sagte ich mir. Das sind Krimiphantasien!

Während ich noch meinen Gedanken nachhing, wurde ich vom Kabinenlautsprecher abrupt wieder in die Gegenwart katapultiert. Die Flugbegleiterin kündigte mit lieblich säuselnder Stimme an, dass man jetzt mit dem Bordshop anrückte. Die diversen Parfüms und Alkoholika lieferten einen Vorgeschmack auf die Wellnesszeit im Urlaub. Zugleich flimmerte über den Monitor an der Kabinendecke, was man auf Teneriffa alles erleben konnte: Relaxen, baden, durch die Stadt bummeln, schop-

pen, Ausflüge machen, alles unter dem Motto: „Ständig betreut, all inclusive!“

So kann man die wahre Schönheit der Insel nicht erleben, dachte ich. Was ist das eigentliche Teneriffa? Worin liegt, jenseits der Blumenpracht in den Hotelgärten, der Zauber der Inselflora? Wie sieht das Leben der Einheimischen aus? Was ist noch von der wechsellvollen Geschichte der Insel zu spüren?

Ich hatte mich schlau gemacht: Ursprünglich wurde der Archipel von dem weithin unbekannten Urvolk der Guanchen bewohnt. Die spanischen Eroberer hatten gründlich mit ihnen aufgeräumt. Und auch nachfolgend gab es nur Hauen und Stechen, denn die Briten wollten den Spaniern die Insel wieder abluchsen. Als der Freibeuter Lord Nelson dort aufkreuzte, schoss ihm die Kanone „El Tigre“ den rechten Arm ab. Wer will, kann die Monsterwaffe in den Ausstellungsräumen an der Plaza de España in Santa Cruz bewundern.

Bis heute ist der Archipel Teil des spanischen Königreichs, was aber nichts daran ändert, dass die „Leute von der Peninsula“, wie man die Festlandsspanier nennt, unbeliebt sind. Das Trauma der Fremdherrschaft ist nicht überwunden. Man munkelt von Scharfmachern, die sich von Madrid lossagen wollen. „Godos fuera“, Spanier raus, pinseln sie auf die Hauswände.

Das Franco-Regime ist in besonders schlechter Erinnerung. Der Caudillo ist inzwischen Geschichte. Der König ist noch da, aber die Pesete ist abgeschafft. Man ist Teil der Europäischen Union. Die Grenzkontrollen entfallen. Die Touristen strömen in Scharen auf die Insel. Auch die Briten machen dort Urlaub, nur Gibraltar wollen sie nach wie vor nicht hergeben.

„Islas afortunadas“, Inseln der Glückseligen, nannte man vormals den Archipel. Aber so rosig sah es inzwischen nicht mehr aus: Der Tourismus florierte, das Baugewerbe boomte, doch das könnte zur „Blase“ werden. Dann drohten Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit. Der Klimawandel hinterließ erste Spuren: Im Winter fiel zu wenig Regen. Im Sommer wurden die Wasservorräte knapp. Infolge der anhaltenden Trockenheit gingen die Wälder in Flammen auf. Hurrikane knickten Strommasten um und

verwüsteten die Plantagen. Monsterwellen brandeten gegen die Küste, rissen Teile der Klippen ins Meer und setzten ufernahe Ortschaften unter Wasser.

Schädlinge breiteten sich aus. Die „weiße Fliege“ fiel über die Palmen her. Die Zitruspflanzen litten unter der „Kräuselkrankheit“. Die Insel erstickte im Müll. Die Küstengewässer waren leergefischt und mancherorts verschmutzt. Vor den Küsten vermutete man Öl unter dem Meeresboden. Die Probebohrungen galten als eine Gefahr für die Meeresbewohner. Die Wale wurden von Schaulustigen an ihren Stammlätzen aufgestört und von den Signalen der U-Boote irritiert. In Marokko sollte ein Atomkraftwerk entstehen. Auf der Insel El Hierro plante die Nato eine Raketenabschussbasis. Das klingt nicht gerade aufmunternd, dachte ich, aber die Inselvulkane würden vermutlich nicht während meines Aufenthaltes ausbrechen und der nächste Hurrikan würde auf sich warten lassen.

Hilde brauchte ich nicht viel zu erzählen. Sie kannte sich auf der Insel bestens aus. Sie war mehrmals dort, vor allem im Frühjahr, wenn das Wetter daheim noch kühl und ungemütlich war. Sie hatte von der reinen Luft geschwärmt, von der Blütenpracht und nicht zuletzt von der urwüchsigen Landschaft. „Großartig!“, meinte sie, „wie zum Malen!“

Sie hatte historische Klöster und Kirchen besichtigt und sich in Museen umgesehen. Folkloristisches hatte es ihr besonders angetan. Sie war dabei, als die Einheimischen auf einer Fiesta traditionelle Lieder und Volkstänze zum Besten gaben. Sie war begeistert: „Das ist doch was ganz anderes als das blöde Gehampel in den Discos!“

Andererseits kamen ihr die Einheimischen „kulturlos“ vor: „Das sind arme Schlucker, sie sind ungebildet, sie sprechen kein korrektes Spanisch. Aber sie wollen den Anschluss nicht verpassen, was heißt, ein Auto muss her, eine schicke Wohnung und der neueste Fernseher, natürlich alles auf Kredit!“

Ihr Fotoalbum war angefüllt mit erinnerungswürdigen Schnappschüssen: Gruppenfotos vom Ausflug in die Berge oder ans Meer, in der Regel mit Bus und Reiseleitung, sowie Selfies

vor beeindruckender Kulisse, mal auf einer hoch aufragenden Klippe, mal am Steilhang eines Barrancos, einmal sogar auf dem Rücken eines Esels und im schwankenden Sitz eines Kamels.

Einmal war sie während einer Wandertour mit Rucksack und zünftigem Wanderoutfit abgelichtet. Der ungewohnt lange Marsch war angeblich höllisch anstrengend. Ich wusste, dass sie körperliche Anstrengungen hasste. „Sport ist Mord!“ war ihre Devise. Selbst das Wort „Schwitzen“ war tabu. Hilde sprach stattdessen von „Perspirieren“. Sie hielt ständig den Deospray griffbereit.

Mittags hatte man in einem Landgasthof gespeist und abends beim Umtrunk in einer Bodega gegessen. „Alles war perfekt organisiert“, schwärmte sie. „Das bekommt man allein gar nicht zu sehen!“

Mich wunderte das, denn eigentlich hatte sie die Nase vom Massentourismus voll: „Wenn man in den wohlverdienten Urlaub fährt, will man nicht, dass dort Horden von Urlaubern herumlaufen!“

Gottlob hatte sie, wie immer, „nette Leute“ kennengelernt. Meist waren es deutsche Rentner, viele davon pensionierte Lehrer. Manche waren als Touristen gekommen. „Wir sind schon immer gern gereist“, hieß es, „aber so bezaubernd wie in Teneriffa war es nirgends!“ Andere waren für immer geblieben: „Die Rente ist auf der Insel das Doppelte wert und hinzukommt, dass alles viel billiger ist als daheim.“

Man hatte einen Café Solo am Strand getrunken und sich ausgetauscht. Die einen sprachen davon, wohin es im nächsten Jahr gehen sollte, die anderen davon, was man demnächst am Haus neu herrichten wollte. Zum Schluss versprach man, in Kontakt zu bleiben. Hilde vergaß nie, die Leute einzuladen: „Wenn Sie mal in meiner Gegend sind, schauen Sie doch mal bei mir rein!“

Für mehr Wirbel hatte ein junger Campesino gesorgt. Carlos sah angeblich „blendend“ aus. Ich kannte Hildes Vorliebe: Er war ein smarter Typ, großgewachsen, sportlich, markante Züge, drei-Tage-Bart, schwarze Lockenmähne und funkelnde Augen.

Sie gab sich neckisch: „Nicht, was du wieder denkst! Das war eine harmlose Urlaubsbekanntschaft!“

Ich ahnte nicht, unter welch fragwürdigen Umständen ich ihm begegnen würde, und schon gar nicht, dass das mit einem spektakulären Mordfall zu tun hatte, der an meinem Urlaubsort zurzeit für Aufsehen sorgte.

Ich hatte davon von Juan erfahren, dem Sohn des Bauern, auf dessen Finca ich mich einquartieren wollte. Juan hatte Faida aufgegriffen und in ein Tierheim gebracht. Juan wirkte auffällig betroffen. War seine Familie in den Mordfall verwickelt? Das darf doch wohl nicht wahr sein, dachte ich. Geht das schon wieder los? Bin ich vom Regen in die Traufe gekommen?

Es war, als kündigte sich auch an Bord Bedrohliches an. Ich spürte, dass das Flugzeug leicht erzitterte. Aus dem Lautsprecher ertönte die Anweisung, sich wieder anzuschnallen. Von einer anrückenden Schlechtwetterzone war aus dem Bordfenster nichts auszumachen, aber bekanntlich kommt es auch bei klarem Himmel gelegentlich zu Luftverwirbelungen. Die Stöße nahmen an Stärke zu. Als das Flugzeug wiederholt durchsackte, hatte ich ein beklemmendes Gefühl in der Magengegend und mir schien, dass mein Nebenmann den Atem anhielt. Dann endete der Spuk so schnell, wie er begonnen hatte.

Die Maschine ging in den Sinkflug über und näherte sich der Insel. Wir durchstießen soeben die über dem Meer lagernde Wolkendecke. An meinem Fenster rasten gespenstische Wolkenschwaden vorüber. Mein Gott, dachte ich, dass der Kapitän unter diesen Umständen Kurs halten kann, ist erstaunlich!

Als ich wieder freie Sicht hatte, wurden in der Ferne die Nordküste der Insel und die Umrisse des Teidegipfels sichtbar. Ich war froh, dass sich der Flug endlich seinem Ende zuneigte. Der Kapitän verabschiedete sich aus der Kanzel und gab die voraussichtliche Ankunftszeit und die aktuelle Wetterlage durch: „Um die zwanzig Grad, leichte Bewölkung, frischer Wind.“

Die Passagiere lehnten sich entspannt in den Sitz zurück. Dann kann das Relaxen bald losgehen, mochten sie denken. Die daheim sitzen noch im kalten Nieselregen!

„Bitte wieder anschnallen und alle elektronischen Geräte ausstellen!“, lautete die Anweisung aus dem Lautsprecher. Es herrschte gespannte Stille. Wir schienen rapide an Höhe zu verlieren. Was ist los?, dachte ich. Gibt es technische Probleme? Ich stellte mir vor, dass umgehend die Notanweisungen an die Passagiere erfolgten, doch dann hörte sich alles wieder normal an.

Der Boden kam zunehmend näher. Ich lauschte auf die Geräusche beim Ausfahren des Fahrwerks und der Landeklappen. Der Kapitän drosselte die Turbinen und richtete die Maschine vor dem Aufsetzen leicht auf. Sie schwebte für einen Augenblick nahezu lautlos auf die Piste zu. Als die Räder des Fahrwerks aufsetzten, spürte ich einen heftigen Stoß und als der Kapitän abrupt abbremste, wurde mein Körper ruckartig gegen den Bauchgurt gedrückt. Zugleich schaltete der Kapitän die Turbinen auf Umkehrschub. Sie machten einen höllischen Lärm. Alles in der Kabine begann zu vibrieren. Mein Sitznachbar wurde kreidebleich.

Noch immer rasten wir mit rasantem Tempo über die Landebahn, doch die Bremsen zeigten zunehmend Wirkung. Die Passagiere wirkten erleichtert. Manche klatschten anerkennend. „Wir bedanken uns, dass Sie mit uns geflogen sind, und wünschen Ihnen einen angenehmen Urlaub“, verabschiedete sich die Chefstewardess in säuselndem Ton.

Wir rollten über ein endloses Gewirr von Betonpisten, bis das Flugzeug an der Haltebucht zum Stehen kam. Die Passagiere schnallten umgehend die Gurte los und kramten eiligst das Handgepäck aus den Gefachen. Alle wollten möglichst schnell raus, aber das Andocken und das Öffnen der Kabinentüren nahmen eine geraume Zeit in Anspruch. Endlich wieder frische Luft in der Nase, dachte ich, als ich den Ausgang erreichte. Es roch allerdings allenthalben nach Kerosin und Abgasen!

In der Ankunftshalle wartete ich auf mein Gepäck. Ich richtete meine Blicke auf die Stelle, an der mein Koffer aus dem Untergeschoss nach oben befördert würde. Sie war ein ganzes Stück von meiner augenblicklichen Position entfernt. Dennoch fiel mir auf, dass einer seinen Koffer blitzartig vom Band zog, dann aber

innehielt. Mir schien, dass er mich beobachtete. Als ich genauer hinschauen wollte, verschwand er in der Menge.

Du hast Hirngespinnste, sagte ich mir. Warum sollte mich hier jemand beäugen? Der Mann hat vermutlich nach etwas anderem Ausschau gehalten. Dass man sich hier unsicher fühlt, liegt daran, dass man in einem solchen Menschengewimmel immer um seine Sicherheit besorgt ist.

Ich hatte den Eindruck, dass mich der Mann erkannt hatte. Aber wie sollte er das? Während der Anreise hatte ich niemanden ausgemacht, der mich kennen mochte.

Das könnte Kluckhan sein, dachte ich. Hatte ich ihn übersehen? Der Dalborner Landwirt war eine zwielichtige Erscheinung. Er war ein sogenannter „Reichsbürger“, für den das Dritte Reich nie aufgehört hatte zu existieren. Er hatte sich wiederholt den Anordnungen der Behörden widersetzt und war ständig auf der Suche nach Relikten aus der Nazizeit. Er war überzeugt, dass die Wehrmacht auf den Kanaren militärische Anlagen errichtet und gegen Krieger die neuesten Superwaffen sowie Devisen- und Goldreserven aus dem Bestand der Reichsbank eingelagert hatte. Er hatte sich bereits auf Fuerteventura umgesehen, aber nur Reste von deutschen Uniformen entdecken können. Doch als man dort jüngst einen Film drehte und am Strand eine Fliegerbombe der Alliierten fand, flammten die Spekulationen erneut auf.

Vielleicht will Kluckhan jetzt auf Teneriffa auf Suche gehen, dachte ich. Mit mir hat das nichts zu tun! Aber warum ist er zur gleichen Zeit wie ich unterwegs und wie hat er von meiner Reise erfahren?

Doch dann schoss mir durch den Kopf, dass der Unbekannte Houseman sein könnte. Hatte er sich auf meine Fersen gesetzt, um das Feuerzeug wieder in seine Hand zu bekommen? Das wäre reichlich spekulativ, sagte ich mir. Er wurde steckbrieflich gesucht und hätte sich kaum dem Risiko ausgesetzt, bei der Passkontrolle erwischt zu werden!

Ich kam nicht dazu, mir einen Reim auf die Sache zu machen, aber ich nahm mir fest vor, das Feuerzeug in meinem Urlaubs-

quartier an einem sicheren Ort zu verstecken. Dass ich das unterließ, sollte böse Folgen haben!

„Gut angekommen! Halte dich auf dem Laufenden“, ließ ich Hilde wissen.

„Beneidenswert!“, funkte sie zurück. „Ich wünschte, ich hätte es auch so gut!“

„Du hast gut reden!“, sagte ich. „Es sieht so aus, als hätte mich jemand ausspioniert.“

„Ich verstehe, dass du den Eindruck hast, dass man hinter dir her ist“, meinte sie lapidar. „Mich würde nicht wundern, wenn das Houseman wäre! Er hat mit dir vermutlich noch ein Hühnchen zu rupfen. Hoffentlich sind das nur Hirngespinnste! Das kommt davon, dass du zu viel Krimis liest! Wie auch immer, pass gut auf dich auf und lass dich nicht wieder in etwas hineinziehen!“

# DIE LEICHE IM BARRANCO

Am Flughafen erwartete mich Juan. Er wollte mich zu der elterlichen Finca bringen. Faida schien ihn wiederzuerkennen und wedelte freudig mit der Rute. Wir machten uns auf den Weg zum Parkplatz, wo Juan den Wagen seines Vaters geparkt hatte. Der klapprige Landrover kam mir nicht gerade vertrauenerweckend vor, für Faida jedoch war er genau das Richtige. Die Taxifahrer machten immer einen Aufstand, wenn ich einen Hund bei mir hatte!

Juan steuerte die Halteschranke an, warf das Ticket in den Automaten und fädelte sich in die Fahrspur zur Autopista ein. Im selben Augenblick zwängte sich ein stückweit hinter uns ein Taxi rüde in die Autoschlange. Es gab nur einen Fahrgast. Das ist der Mann, der dich im Terminal ausspioniert hat, dachte ich. Aber da er auf dem Rücksitz saß und vom Fahrer verdeckt wurde, konnte ich ihn nicht erkennen.

Ich hielt das Taxi im Auge. Als uns der Fahrer weiterhin folgte, wurde ich unruhig. „Das will nichts heißen!“, beruhigte Juan. „Hier wimmelt es von Taxis.“

Ich überlegte, was ich tun sollte: Ich hätte Juan bitten können, anzuhalten. Doch ich wollte kein großes Aufheben machen. Vielleicht wäre das Taxi auf Nimmerwiedersehen an uns vorbeigezogen, vielleicht aber auch nur zum Schein, um mir später erneut zu folgen. Irgendwann konnte ich das Taxi nicht mehr ausmachen. Na also, dachte ich, damit ist die Sache erledigt!

Zugleich ging mir durch den Kopf, was es mit dem Mord im Barranco Ruiz auf sich hatte. Das sei eine furchtbare Sache, meinte Juan, als ich ihn darauf ansprach, und da sich der Mord in unmittelbarer Nähe seines Elternhauses abgespielt habe, sei

man sehr besorgt. Ich hatte den Eindruck, dass er mehr wusste, hielt es jedoch für unangebracht, ihn während der Fahrt mit Fragen zu überhäufen.

Bei den Touristenzentren Playa de las Americas und Los Christianos endete die Autopista. Von da an folgten wir der Carretera zweiundachtzig, die sich oberhalb der Westküste in nördlicher Richtung durch eine karge Gegend hochschraubte. Zur Linken tauchte am Horizont die Küste von La Gomera auf. Zur Rechten ragte das schroffe Lavagestein der Vulkanhügel zum Himmel auf.

Hinter Santiago del Teide kurvten wir zum Erjos-Pass hoch, einer auf einer Höhe von tauseneinhundertsiebzehn Metern gelegenen Wetter- und Wasserscheide zwischen dem nördlichen und südlichen Teil der Insel. Von dort hatte ich einen freien Ausblick auf den Teide. Auf dem Gipfel des Vulkans lag noch Schnee. In den Fincas ringsum hatte die Mandelblüte begonnen. Ein bezaubernder Anblick! Anschließend ging es in endlosen Serpentinien zur Nordküste hinunter. Ich wurde zunehmend schläfrig und war froh, als wir endlich am Ziel waren.

Die Finca lag oberhalb der Steilküste in der Nähe des Küstenstädtchens Icod de los Vinos. Sie nannte sich „Tierra, Mar y Viento“, Erde, Meer und Wind. Ich fand, dass das zu meinem Hund passte. Das will erklärt werden: Nach einer Legende trug der Wind einen Pfeil durch die Lüfte. Der Pfeil verliebte sich in den Wind. Aus dieser Liebe entstand eine Hündin namens Faida. Sie war so schnell, dass niemand sie erjagen konnte. Sie war frei und trug die Liebe in jeden Winkel der Erde.

Juan half mir beim Ausladen des Gepäcks und führte mich zu der Kate, in der ich mich einquartieren wollte. Das Häuschen war leicht heruntergekommen und die Einrichtung bescheiden, aber das war genau das Richtige für mich und Faida.

Hilde bezog stets im Hotel „Monopol“ Quartier. Das im Kolonialstil erbaute Haus in Puerto de la Cruz liegt in der Calle Quintana gegenüber dem Kirchplatz. Für Kenner ist es eine der besten Adressen in der Stadt. Die Stufen am Eingang werden jeden Morgen mit frischen Blumen geschmückt. Von dem Innen-

hof, in dem mächtige Kübelpalmen bis zur Glaskuppel aufragen, führen ausladende Treppen mit kunstvoll verzierten Geländern zu den Holzbalkonen im Obergeschoss. Für mich war das Nobelhotel zu teuer und außerdem war für Faida kein Platz.

Juan bat mich, an einem Tisch neben dem Eingang Platz zu nehmen. Er war offensichtlich bemüht, mir einen freundlichen Empfang zu bereiten, und hatte für Mineralwasser, etwas Käse und Brot gesorgt.

Wir kamen ins Gespräch. Er wollte wissen, was ich auf der Insel vorhatte, und bot seine Hilfe an, falls ich irgendetwas benötigte. Er hoffe, dass ich einen ungestörten Urlaub auf der Finca verbringen würde, meinte er. Ich könne unbesorgt sein, hier komme niemand ungesehen auf den Hof. Ich war irritiert: Warum glaubte er, mich beruhigen zu müssen?

Als ich meine Blicke schweifen ließ, hatte ich den Eindruck, als würde mich hinter der Hecke, hinter der das elterliche Wohnhaus lag, jemand beobachten. Warum kam er nicht zu uns herüber? War er zu scheu oder gab es einen anderen Grund, warum er nicht gesehen werden wollte? War das der Unbekannte, der mich im Terminal ausspioniert hatte? Juan schien bemerkt zu haben, dass ich nicht ganz bei der Sache war, ich wollte ihn aber nicht auf den Verdacht ansprechen.

Ich hätte erwartet, dass mich seine Eltern begrüßt hätten, aber von ihnen war nichts zu sehen. Gab es Unstimmigkeiten? War es ihnen nicht recht, dass ich aufgekreuzt war?

Sie seien alte Leute, meinte Juan, die Arbeit falle ihnen zunehmend schwerer, sie hofften, dass ihre Söhne sie bei der Arbeit unterstützten, aber wie das so sei, nicht immer würden die Kinder den Ansprüchen der Eltern gerecht.

Ich wusste bislang so gut wie nichts über Juans Eltern. Als ich seinen Vater erstmals zu Gesicht bekam, hatte ich kein gutes Gefühl. Er war, wie viele Canarios, klein und gedrungen. Sein Gesicht war sonnenverbrannt und faltig. Er hatte Lücken im Gebiss und Schwielen an den Händen. Die Kleidung war derb und eher eine Nummer zu groß. Der Strohhut durfte nie fehlen und auch

nicht die Zigarre. Er hatte den Stumpen auch bei der Arbeit im Mund. Es war eine einheimische Sorte. Das war harter Tobak!

Er grüßte nie, schien ständig zu lauern, ob sich Unbekannte bei ihm herumtrieben, und hatte einen Stock griffbereit, um fremde Hunde und Katzen zu verscheuchen. Wenn ihm etwas wider den Strich ging, verzog er missmutig seine Miene und ließ seine Zähne blecken. Den Besen allerdings nahm er grundsätzlich nie zur Hand. Das war Frauensache! Wenn es mit seiner Frau wieder einmal Ärger gegeben hatte, stieg er in seinen Landrover und fuhr in die Dorfbar. Er hatte immer Vorfahrt, nicht nur, wenn er einen über den Durst getrunken hatte. Der Führerschein war nur „un papel“ und lesen konnte er ohnehin nicht. Irgendwann hatte man ihm die Fahrerlaubnis entzogen. Er saß jedoch weiter hinter dem Steuer. Die örtliche Polizei drückte ein Auge zu. Einen Padron am Autofahren zu hindern, wäre einer Entmündigung gleichgekommen!

Ignazio Jesús Lugo de Rodrigo lautete der Name des Alten. Das mochte an Alonso Fernández de Lugo, den Eroberer Teneriffas, erinnern. Er war im Jahr vierzehnzweiundneunzig auf der Insel gelandet. Doch bevor er sie unter seine Kontrolle bringen konnte, erlitt er im Barranco von Acentejo eine schwere Niederlage. Es schien, als sollte man sich besser von der Insel fernhalten: Als zeitgleich Kolumbus auf seiner Reise in die Neue Welt an Teneriffa vorbei segelte, brach der Teide aus und versetzte die Mannschaft in Panik.

Lugo machte seinem Namensvetter alle Ehre. Er wirkte herrisch und gab in jeder Hinsicht die Richtung vor.

„Herr Lugo“ war als Anrede undenkbar. Der Alte war mit allen auf „du“. Das war auf dem Lande so üblich und sollte zum Ausdruck bringen, dass man miteinander gut Freund war. Wenn Lugo die anderen duzte, hieß das eher, dass sie ihm nicht gewachsen waren. In meinem Fall wurde aus Friedrich „Federico“. Das klang zumindest besser als „Fritze“, wie man mich in Lippe nannte!

Inzwischen hatte ich das eine oder andere über Lugos Vergangenheit erfahren. Er hatte als Helfer in einer Bananenplan-

tage begonnen. Das war schlecht bezahlte Knochenarbeit. Wie viele der Inselbewohner hatte auch ihn die Armut in die Fremde getrieben. Die lippischen Bauern hatte es nach Nordamerika gezogen. Lugo war nach Venezuela gegangen. Südamerika war für ihn das wahre Amerika. Er verachtete die „Gringos“ aus dem Norden des Kontinents.

Er mochte auch die Festlandspanier nicht und stimmte bei den Wahlen für die kanarische Regionalpartei. Wenn die staatliche „Guardia Civil“ auftauchte, pflegte er lauthals zu fluchen und machte einen großen Bogen um die ungeliebten Ordnungshüter.

Lugo mochte überhaupt keine Fremden. Das galt sowohl für die Touristen als auch für die auf der Insel ansässig gewordenen Residenten: „Sie spielen sich als die neuen Herren auf, aber aus ihnen werden nie Canarios! Ihre Prachtvillen stehen an der Küste in erster Reihe. Die Canarios wohnen in öden Wohnblöcken im Hinterland und müssen ihre Kröten zählen.“

Die größten Vorbehalte hatte Lugo gegenüber den Flüchtlingen, die neuerdings aus Afrika auf die Insel strömten: „Sie haben hier nichts zu suchen. Sie treiben sich als fliegende Händler herum, verkaufen gefälschte Waren als Markenprodukte, handeln mit Drogen, stehlen und vergreifen sich an den einheimischen Mädchen.“

Lugo verglich sie mit Heuschrecken. Die Plagegeister waren gelegentlich auf seiner Finca aufgetaucht. „Hogpeerdken“ nennt man sie in Lippe. Die heimische Art ist klein und ungefährlich, aber in Afrika fressen die Tiere ganze Landstriche kahl. Obwohl sie wegen der Spiegelung ungern über Wasser fliegen, verdriftet es sie bei entsprechenden Windverhältnissen bis zu den Kanaren, was bislang jedoch als lokales Problem ohne Langzeitwirkung galt, denn die Tiere haben, aufgrund der ungünstigen Witterungsverhältnisse, keine Überlebenschancen.

Mit Juan kam ich auf Anhieb klar. Er war fleißig und willig, aber von Statur schwächling, was nicht gerade die beste Voraussetzung für die harte Arbeit auf der Finca war. Er litt augenscheinlich unter der herrischen Art seines Vaters. Da half auch nicht, dass die Mutter wild zu keifen begann, wenn er seinen

Sohn grundlos zurechtstutzte. Das Geschrei war bis zu meiner Kate zu hören. Ich wollte schlichten. Juan wehrte ab: „Der Alte lässt sich von niemandem etwas sagen!“

Juan ging seinem Vater aus dem Wege. Nach Feierabend verkroch er sich in eine Laube hinter dem Haus und nahm die Timple zur Hand. Die Canarios sind stolz auf das zierliche, lautenähnliche Saiteninstrument, aber viel Staat kann man mit dem Winzling nicht machen, denn in der Regel kommt er nur im Rudel mit Artgenossen zum Einsatz.

Die Laube war von blühender Bougainvilla umrankt. Es war ein prächtiger Anblick, aber die Töne, die Juan der Timple entlockte, klangen traurig. Er hielt sie liebevoll im Arm, als wäre sie sein Mädels. Ich hatte keine Ahnung, ob er eine Freundin hatte, aber wie es ausschaute, wirkte er eher wie ein Mauerblümchen. Offensichtlich gab es niemanden, der ihm Zuneigung schenkte.

Ihm blieben nur die Tiere. Für die Tauben hatte er eine Voliere gebaut. Wenn er sie freiließ, zogen sie im Schwarm über das Finca-Gelände, bis sie sich am Ende freiwillig wieder einfanden. Die Katzen hatten ihren Futter- und Wassernapf neben dem Kücheneingang. Ansonsten kamen sie allein zurecht.

Die Hunde hatte Juan besonders in sein Herz geschlossen. Sie hatten ihre Behausung auf dem Flachdach des Wohnhauses. Dort konnten sie frei laufen und im Sommer schützte sie eine Hütte vor der gleißenden Sonne. Wenn sich ein Fremder näherte, begann ein ohrenbetäubendes Gekläffe und man musste befürchten, dass sie jederzeit über die Brüstung sprangen. Wenn Juan ihnen das Futter brachte, rief er sie einzeln beim Namen. Während des Fressens hockte er sich neben sie und sprach mit ihnen. Nach dem Füttern tollte er mit ihnen noch eine Weile herum.

Für Lugo waren die Tiere unverzichtbare Helfer. Wenn am Sonntag die Jagd anstand, packte er sie in den Landrover. Faída wollte nur zu gern mit. Ich hätte es ihr von Herzen gegönnt. Lugo hatte abgewinkt. Sie gehörte nicht zum Rudel!

Wenn er mit der Meute aufbrach, stand Juan verstohlen hinter dem Eingangstor der Finca und wartete, bis der Vater außer Sichtweite war. Dann ging er auf Fischfang. Es sah atemberau-



# BAND 3 SCHWELBRÄNDE

Wenn Sie wissen möchten, wie es weitergeht, dann lesen Sie Band 3 „Schwelbrände“, der demnächst erscheinen wird.

Nach einer Buchlesung in Detmold kommt Jürgen Möllemann bei einem Fallschirmabsprung ums Leben. War das ein Attentat? Bei einer Veranstaltung auf dem Detmolder Schloßplatz legt jemand in der Nähe der Kanzlerin eine Tasche ab. Befindet sich darin ein Sprengsatz? Wer hat den Anschlagversuch auf den Sendemasten auf dem Bielstein und eine Einsatzgruppe der Bundeswehr aus Augustdorf verübt?

Jusuf, Noah und dessen akademischer Lehrmeister Melamed werden Opfer von fremdenfeindlichen Übergriffen. Rosas Wagen wird in Brand gesteckt. Kommissar Dunkelmann wird nächtlich überfallen. Gehen die Attacken auf das Konto von Houseman, Tötemeier oder Saif? Haben auch Kluckhan, Arpad und Harm damit etwas zu schaffen? Ist Harms Vater der heimliche Drahtzieher? Auf dem Berliner Weihnachtsmarkt kommt es zu einem Blutbad. Ist Saif ein Komplize des Attentäters? Hat er Arpad dazu angestiftet, an dem Attentat mitzuwirken? Özlem wird von Saif in den Irak entführt. Kann sie befreit werden? Können die Täter am Ende überführt und gefaßt werden?

# LESEPROBE

Unlängst war Harm in Jamel. Rosa wusste, was es mit dem abgelegenen, kleinen Dorf auf sich hatte: „Völkische Siedler“ hatten die großenteils leerstehenden Häuser aufgekauft. Sie sahen sich in der Zeit nach dem „Ragnarök“, dem großen Weltenbrand, in dem die Götter in einer apokalyptischen Schlacht besiegt wurden. Danach war der Weissagung „Völuspá“ zufolge eine neue, von einer rassistischen Elite besiedelte Welt entstanden.

In Jamel galten ausschließlich die Regeln des Dritten Reichs. Eigene Scholle, Volksgemeinschaft, Selbstversorgung, der Mann als Beschützer und Kämpfer, die Frau als Hausmutter war die Devise. Der Anführer war ein Abrissunternehmer. Er war ein vierschrotiger Typ mit Glatze und Vollbart. Wenn er mit dem Motorrad durchs Dorf fuhr, trug er einen Wehrmachts-Stahlhelm.

Rosa hatte sich nach Jamel aufgemacht. Sie wollte sich ein Bild machen.

„Du kannst dir nicht vorstellen, was dort los war!“, sagte sie nach ihrer Rückkehr. „Ich bin froh, dass ich heil wieder zurück bin!“

Und so war die Sache abgelaufen: Sie war hinter Wismar von der Autobahn abgefahren, war auf eine Landstraße abgebogen und dann einer einspurigen Allee gefolgt, die am Ende in einer Sackgasse mündete. Alles erschien ihr öde und ungepflegt. Die Häuser waren heruntergekommen und die Schuppen baufällig. Allenthalben breitete sich Unkraut aus. Auf einer verwilderten Wiese lagerte ein Haufen vergammelter Heuballen.

Am Ortseingang fiel Rosa ein Wegweiser ins Auge, auf dessen Spitze ein Rabe hockte. Auf den Schildern konnte man nachlesen, wie weit es bis Narvik oder Braunau war. Ein Plakat zeigte einen Weltenbaum, ein Hünengrab und davor eine bäuerliche Jungfamilie mit ihren Kindern. Ein überdimensionaler Adler

breitete schützend seine Schwingen über ihr aus. Die Inschrift lautete: „Treu sind mecklenburger Herzen. Von Freiheit weht der Wind“.

Auf den Dächern wehte die Reichsflagge. „White Power“ hatte jemand auf die Bretter eines Bauwagens gepinselt. An einem Geräteschuppen hing ein rostiges Emailleschild mit der Aufschrift „Luftschutzbunker“. Das Gebäude war eingezäunt. Am Drahtgitter war ein Warnschild angebracht: „Betreten verboten!“

Rosa hatte ein ungutes Gefühl. Es war niemand zu sehen, aber sie fühlte sich beobachtet. Von allen Seiten vernahm sie Hundegebell. Dann fielen ihr Kinder ins Auge, die in Flecktarn-Kampfanzügen herumliefen.

Rosa sprach einen von ihnen an. „Machts Spaß?“, fragte sie. Er schwieg.

„Du hast eine tolle Uniform!“, hakte sie nach. Der Junge stellte sich stolz in Positur.

„Wie heißt du?“, wollte sie wissen.

„Odin“, sagte er.

Vor einem Haus saßen Männer beim Bier.

„Hallo, wie geht’s?“, begrüßte sie Rosa. Sie blickten misstrauisch auf.

„Na prima! Kann man doch sehen!“, meinte einer. „Hier ist alles o. k., tolle Dorfgemeinschaft. Bei uns geht alles sauber und gerecht zu!“

Die Leute hatten offenbar keine Lust auf weitere Fragen.

„Keine Fotos!“, warnte einer der Männer. „Am besten ziehen Sie gleich wieder ab!“

Als Rosa zu ihrem Wagen zurückkehrte, wollte sie ihren Augen nicht trauen: Neben ihrem Wagen war ein Fahrzeug geparkt, das sie bestens kannte. Der schwarze Pick-up gehörte Kluckhan. Das Kennzeichen wies am Ende zweimal die Acht auf. Rosa war bekannt, was das bedeutete: Das „H“ ist der achte Buchstabe im Alphabet. Das Doppel-H stand für „Heil Hitler!“

Rosa fragte sich, was Kluckhan in Jamel vorhatte. War er ihr heimlich gefolgt? Wollte er ihr einen Denkmaltel verpassen?

Steckte er mit den Leuten in Jamel unter einer Decke? Hatte er sich mit ihnen abgesprochen?

Als sie in Dalborn zurück war und ihren Wagen vor dem Haus abstellte, war ihr, als ob sie jemand beobachtete. In der Dunkelheit konnte sie nicht erkennen, wer es war, aber sie wurde die Furcht nicht los, dass es sich um Kluckhan handeln könnte. War er ihr erneut gefolgt? Wollte er jetzt zuschlagen?

Ihre Befürchtungen sollten sich rasch bewahrheiten. In der folgenden Nacht hörte sie, dass Faida angeschlagen hatte. Sie lauschte, konnte aber nichts Verdächtiges bemerken. Dann gab es plötzlich einen lauten Knall. Rosa sprang auf und stürzte zum Fenster. Als sie nach draußen schaute, sah sie, dass ihr Auto in hellen Flammen stand. Sie hatte versucht, den Brand zu bekämpfen. Dabei war sie den Flammen zu nahegekommen. Ihre Haare waren angesengt. Im Gesicht und an den Händen hatte sie Verbrennungen davongetragen. Ich hatte die Feuerwehr alarmiert. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie den Brand unter Kontrolle hatte.

Am nächsten Morgen war Dunkelmann mit seinen Leuten vor Ort. Als sie das Autowrack unter die Lupe nahmen, fanden sie Anzeichen dafür, dass man unter dem Wagen einen Brandsatz angebracht hatte. An dem ausgebrannten Wrack ließen sich so gut wie keine Spuren sichern. Aber dann entdeckte man am Eingang des Hauses einen Zettel, auf dem Rosa als „grüne Nutte“ tituliert wurde.

Dunkelmann rätselte, wer der Täter sein könnte: Houseman und Tötemeier waren möglicherweise wieder im Lande und falls nicht, hätte Tötemeiers Bande auch auf eigene Faust handeln können. Nach allen lag jedoch der Verdacht nahe, dass der Anschlag auf das Konto der Völkischen in Jamel ging. Dunkelmann fragte sich, ob sie Kluckhan vor ihren Karren gespannt und zu der Tat angestiftet hatten.

# DER AUTOR

Der Verfasser lebt in einem denkmalgeschützten Bauernhaus im lippischen Dalborn. Seine im Lippe-Verlag erschienene Dokumentation „Dalborn – Chronik eines lippischen Dorfes“ lieferte den Anstoss, die gewonnenen heimatgeschichtlichen Erkenntnisse in eine Reihe von Kriminalgeschichten einzubinden und so mit aktuellen gesellschaftlichen Konflikten zu verzahnen, dass dem Leser die Zusammenhänge auf unterhaltsame Weise erfahrbar werden.



Dass der zweite Band der Reihe auch auf Teneriffa spielt, hat seinen Grund, denn der Verfasser verbringt dort regelmäßig einen Teil des Jahres. Er kennt sich mit den Örtlichkeiten und der Mentalität der Inselbewohner aus, weiss um die Gefahrenlage auf dem vulkanischen Eiland und versteht es, das Geschehen in Lippe mit authentischen und fiktiven Horrorvorkommnissen auf der Insel zu verknüpfen.